

Bauhaus Dessau

Bauhaus – der Podcas

Staffel: 2 // Folge 4:

Bauhaus – Fassadenbegrünung

> *Valentin Meilinger und Felix Holzapfel-Herziger*

Datum: 25.09.2025

* * *

Pauline Braune: Städte stehen heute vor großen Herausforderungen: Flächenversiegelung, Hitzestress, Starkregen – der Klimawandel verändert unser Leben in urbanen Räumen. Gleichzeitig wächst der Bedarf an Wohnraum. Doch wie schaffen wir es, nachhaltig zu bauen und zu wohnen, ohne weiter wertvolle Flächen zu verbrauchen und Boden zu versiegeln? Das Bauhaus war schon immer ein Ort, an dem über neue Formen des Zusammenlebens nachgedacht wurde – ästhetisch, funktional und mit dem Anspruch, Architektur, Design und Gesellschaft zusammenzudenken. Aber interessierte sich das historische Bauhaus für Ökologie? Vermutlich in einem anderen Rahmen als dem heutigen. Am Bauhaus Dessau läuft dazu gerade die Ausstellung „Bauhaus Ecologies“. Sie ergründet Ansätze eines ökologischen Denkens moderner Gestaltung und zeigt, wie sich auch am historischen Bauhaus ökologische Überlegungen mit Gestaltungsfragen verbanden. Heute stellen wir uns ähnliche Fragen: Wie gestalten wir Städte, die nicht nur schön, sondern auch zukunftsfähig sind? Wie verbinden wir nachhaltige Architektur mit den Anforderungen des Klimawandels? Dazu sprechen wir heute mit zwei Gästen, die an Lösungen arbeiten. Valentin Meilinger arbeitet im Umweltbundesamt. Er forscht im Projekt „AdNEB – Neues Europäisches Bauhaus weiterdenken“, das sich mit nachhaltiger Stadtentwicklung und Schwammstadt-Konzepten beschäftigt. Außerdem ist Felix Holzapfel-Herziger von Landschaftsarchitektur+ dabei. Sein Büro hat mit dem Grünen Bunker St. Pauli ein spektakuläres Beispiel für klimaresiliente Architektur geschaffen: ein ehemaliger Hochbunker der nicht nur begrünt, sondern zu einem lebendigen Ort für Kreativität, Stadtkultur und Teilhabe umgestaltet wurde. Herzlich willkommen!

Valentin Meilinger: Hallo, vielen Dank!

Felix Holzapfel-Herziger: Hallo, ja schön, dass wir zusammengekommen sind. Vielen Dank!

[00:02:10] **Pauline Braune:** Herr Meilinger, ich habe ja gerade schon gesagt, wo Sie arbeiten, also an diesem Projekt „Neues Europäisches Bauhaus weiterdenken: Nachhaltige Mobilität und resiliente Räume für mehr Lebensqualität“. Dort forschen Sie persönlich zum Thema „Schwammstädte“. Holen die Hörer:innen mal ab – was ist das?

Valentin Meilinger: Genau, das Projekt „Neues Europäisches Bauhaus weiterdenken“ ist ein Eigenforschungsprojekt des Umweltbundesamtes, das 2022 gestartet ist. Es ist ein interdisziplinäres Forschungsvorhaben mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Es geht einerseits um das nachhaltige Bauen, was im Zentrum des neuen Europäischen Bauhauses steht, was eine Initiative der EU-Kommission ist. Als Teil des Green Deal wurde das, ich glaube, 2020 verabschiedet. Dann gibt es diesen Schwerpunkt „Nachhaltiges Bauen“. Wir haben das aber im Umweltbundesamt so gedacht: Wenn man Städte umbaut und versucht zu transformieren, gerade den baulichen Bestand und es versucht, in Sachen Klimaschutz zu transformieren, sollte man auch gleich andere Sachen mitdenken. Nämlich, wenn man Gebäude transformiert, sollte man auch die Grün- und Freiflächen um die Gebäude herum mitdenken und Mobilitätsflächen um die Gebäude herum. Dementsprechend nennen wir das Projekt „Neues Europäisches Bauhaus weiterdenken“, weil diese zwei Dimensionen mit dazukommen. Ich finde, dass es eine ganz schöne Entwicklung ist. Der Fokus des Original-Bauhauses, quasi vom Anfang des 20. Jahrhunderts, war sehr stark auf gestalterischen und sozialen Fragen. Also gab es auch eine ökologische Dimension, tatsächlich. Aber was man halt mit dem Neuen Europäischen Bauhaus sieht, ist eine stärkere Ökologisierung der Stadtentwicklung, denke ich. Die Europäische Union hat da sehr stark auf Klimaschutz fokussiert. Aber wir versuchen halt in unserem Projekt auch zu zeigen, dass gleichzeitig auch Fragen von Klimawandelanpassung, nachhaltiger Ressourcennutzung und Erholung und Gesundheit damit verbunden sind. Ein rationales Projekt ist zum Beispiel, über eine urbane Mobilitätswende Flächen freizusetzen für naturbasierte Lösungen der Schwammstadt, an dem Thema arbeite ich. Wir haben aber fünf Säulen. Das ist einmal das nachhaltige Bauen, dann räumliche Planung und naturbasierte Lösungen. Die Umweltgerechtigkeit ist ein Thema bei uns, nachhaltige Mobilität und klimaresiliente Schwammstädte – das ist mein eigenes Arbeitspaket, an dem ich dort arbeite. Zwei Fragen stehen da im Vordergrund. Einerseits: Wie kann man Ziele formulieren für klimaresiliente Schwammstädte? Wie können Kommunen Richtungen definieren, wo es hingehen soll in Sachen Umbau von Städten zu Schwammstädten? Und die zweite Frage ist: Wie kann die Transformation von Städten zu klimaresilienten Schwammstädten über bestimmte Politikinstrumente unterstützt werden?

Pauline Braune: Ja, auf jeden Fall ein sehr faszinierendes Thema. Herr Holzapfel-Herziger, Ihr Büro hat ja mit dem Grünen Bunker St. Pauli wirklich ein herausragendes Beispiel für nachhaltige Stadtentwicklung geschaffen. Für unsere Hörer:innen: Können Sie dieses Projekt kurz beschreiben? Wer vielleicht noch nicht in St. Pauli war, weil wenn man dort war, dann kommt man gar nicht drum rum, den zu bemerken.

Felix Holzapfel-Herziger: Also es geht in dem Projekt im Prinzip um einen Altbau, also diesen Bunker, der wirklich sehr prägnant ist in dem Stadtteil: 75 mal 75 Meter groß, der größte Bunker in Deutschland. Es gibt in Wien, also in Österreich, noch einen vergleichbaren. Die anderen wurden eben alle gesprengt, beseitigt. Der ist noch übrig geblieben. Es ist ein Medienbunker, also es sind jetzt auch Clubs schon in dem Altbau drin. Also wer hier aus Hamburg kommt, war ganz bestimmt schon mal da zum Konzert oder zu einer Veranstaltung. Früher war noch ein Musikladen drin, daher kennen es auch viele. Also er hat auch eine lange Geschichte. Die erste Tagesschau wurde zum Beispiel dort auch ausgestrahlt. Und dort ist im Prinzip Neubau draufgekommen, eine Aufstockung, die eine pyramidenförmige Form besitzt, also sich nach oben immer verjüngt. Und das war eben die Chance auch, oder ist die Chance,

dieses Bauwerk optimal zu begrünen, weil man dadurch sehr viel Licht an jeden Ort bekommt und die Begrünung gestaffelt aufbauen kann. Ziel der ganzen Sache oder Vereinbarung mit der Stadt über einen städtebaulichen Vertrag war: Der Bauherr besitzt das Gebäude nicht, sondern er hat eine Pacht auf dieses Gebäude, die öffentlich nutzbar macht. Ich denke mal, das ist sehr, sehr wichtig bei Dach- und Fassadenbegrünung, dass die Flächen auch öffentlich nutzbar sind. Man kann diesen Park oder diesen Stadtgarten ganz oben auf dem Dach erreichen über einen Bergpfad. Knapp etwas mehr als einen Kilometer muss man laufen, um diese 60 Höhenmeter zu überwinden und ist dann oben. Und rund herum – man geht ja dann sozusagen immer um das Gebäude rum, zweimal ganz genau – hat man immer einen spektakulären Ausblick in den Hafen auf die Elbphilharmonie, auf die St. Michaeliskirche, die Reeperbahn und so weiter. Das ist eigentlich das Besondere, weil wir in Hamburg nicht so viele große Gebäude haben. Also das wird jetzt so sehr stark wahrgenommen, diese unterschiedlichen Einblicke. Und das ist auch das Spektakuläre an dem Projekt, eben diese Höhe. Wenn unten Wind ist, ist oben natürlich noch mehr Wind. Wenn es jetzt kalt ist, ist es oben noch kälter. Es ist so ein Miniberg. Also für Hamburger ist es ein Berg.

Pauline Braune: Ja, genau. Da oben im Flachland.

Felix Holzapfel-Herziger: Einer aus der Schweiz würde drüber lachen aber für uns ist es ein Berg. Und das ist halt das Besondere. Diese Kombination, sozusagen, eine künstliche Landschaft kann man schon sagen, auf einem Gebäude.

Pauline Braune: Ja, das sind so die Herausforderungen, die das Projekt mit sich bringt. Da kommen wir dann später auf jeden Fall auch zu. Bevor wir aber tiefer in das Thema einsteigen, möchte ich mit Ihnen beiden eine Rubrik machen. Und zwar heißt das Sounds of Bauhaus. Das ist eine neue Rubrik, die es in Staffel 2 gibt, wo wir ganz viele spannende Töne im Bauhaus aufgenommen haben. Weil so ein Gebäude lebt ja auf eine Art auch und wir haben ein paar Töne mitgebracht. Einen davon hören Sie jetzt und ich würde gerne mal wissen, was Sie denken, was das sein könnte.

Valentin Meilinger: Also ich weiß nicht, ob es ein Vorhang war oder eine Gardine.

Pauline Braune: Oh, sehr gut. Das ist der Vorhang im Bauhaus Dessau, von den großen Vorhängen, die im Werkstattflügel hängen. Thematisch passend, weil auch da geht es um Klima, das Raumklima, weil in diesem historischen Gebäude natürlich nicht einfach so eine Klimaanlage reingezimmert werden kann. Und so wird mit Vorhängen gearbeitet, die entweder Wärme drinnen halten oder draußen lassen. Ja, sehr stark. Klima, Hitze – da sind wir schon genau an der richtigen Stelle für die nächste Frage: Herr Meilinger, Städte kämpfen ja zunehmend mit Bodenversiegelung, das haben Sie selbst schon angesprochen und mit so Hitzestress. Welche Auswirkungen hat das auf das urbane Leben?

Valentin Meilinger: Also, einerseits Bodenversiegelung ist ja ein lokal produziertes Problem, was durch Stadtentwicklung passiert. Aus ökologischer Sicht ist natürlich ein Problem dabei, dass es den natürlichen Wasserkreislauf durchbricht. Sprich Niederschlagswasser kann nicht mehr vor Ort zurückgehalten werden und versickern ins Grundwasser oder Pflanzen zugeführt werden, sondern läuft ab. Und das kann einerseits dazu führen, dass Schadstoffe, wie zum Beispiel Straßenabrieb in

Oberflächengewässer eingeführt werden. Und andererseits kann es auch im Sommer dazu führen, dass Pflanzen weniger Wasser zur Verfügung haben, wenn das Niederschlagswasser schnell abfließt und dann eben in Trockenperioden nicht zur Verfügung steht. Die Schnittmenge zwischen Bodenversiegelung und Hitzestress ist eigentlich, dass wenn das Wasser nicht mehr vor Ort da ist und nicht versickern kann, entsteht keine Verdunstungskühle, sodass Städte sich dann auch aufhitzen. Der Effekt von Hitzestress, der natürlich in größeren Städten umso stärker ist, je stärker die Städte versiegelt sind, je mehr Beton in Städten gebaut wird, umso größer ist der Hitzestress und das hat unterschiedliche Folgen. Also für die menschliche Gesundheit hat es natürlich starke Folgen. Menschen leiden dann unter Herz-Kreislauf-Problemen zum Beispiel, oder vergessen zu trinken, und der Körper trocknet etwas aus, was tatsächlich im schlimmsten Fall auch zu Todesfällen führen kann. Es gibt einen Monitoring-Bericht, den wir im Umweltbundesamt veröffentlicht haben zur Klimaanpassungsstrategie, wo auch Zahlen dann veröffentlicht sind, zum Beispiel in Folge von Hitzten entstanden Todesfällen in Deutschland. Also es kann so weit gehen, was den menschlichen Körper betrifft. Und für die Pflanzen ist es natürlich aber auch ein Stress, wenn man jetzt an Stadtbäume denkt, zum Beispiel, die unter längeren Trockenperioden nicht an Wasser kommen, weil es lokal nicht gespeichert werden kann und gleichzeitig aber auch unter der extremen Hitze leiden. Ich denke, viele Städte und Gemeinden in Deutschland kennen das Problem, dass es sehr, sehr schwer ist, unter Klimawandelbedingungen gerade Straßenbäume langfristig über die Sommer zu bringen, wenn es extrem heiß und trocken ist.

Pauline Braune: Bevor wir dazu kommen, wie es beim Bunker umgesetzt wurde – vielleicht können Sie das aber auch beantworten, Herr Holzapfel-Herziger – gehen wir mal ganz kurz auf Schwammstadt ein, weil das Wort ist ja schon ganz oft gefallen. Aber ich glaube, so ganz kurz sollten wir die Leute nochmal abholen. Was ist das?

Valentin Meilinger: Für uns ist es ein Prinzip, wo es darum geht, sich innerhalb von Städten einem natürlichen Wasserkreislauf anzunähern, der, wie ich vorher gesagt habe, durch Bodenversiegelung natürlich stark durchbrochen ist. Die Schwammstadt nutzt eben genau dieses Schwammprinzip, Wasser nicht durch das bestehende Kanalsystem so schnell wie möglich abzuleiten. Das war quasi das Paradigma der modernen Stadt. Und das Paradigma der Schwammstadt ist es eben, Niederschlagswasser wie einen Schwamm zurückzuhalten und dann muss man schauen. Je nach Wasserqualität kann das Wasser versickert werden, das hängt natürlich auch von den Bodenbedingungen ab, das Wasser kann dann gedrosselt abgeleitet werden, zum Beispiel zum Überflutungsschutz, aber das Wasser kann natürlich auch wieder genutzt werden. Was eine der effizientesten Nutzungen ist natürlich, wenn man das Wasser vor Ort wieder nutzen kann und im besten Fall Trinkwasser zur Bewässerung zu substituieren. Also dass man statt Grün eben nicht mit Trinkwasser bewässern muss, sondern mit dem Niederschlagswasser, das man vor Ort zurückgehalten hat.

Felix Holzapfel-Herziger: Ich sage mal, wir sind arbeitsbezogen auf das Projekt, natürlich. Das heißt, wir versuchen in dem Projekt, soweit es geht, das Wasser zurückzuhalten. Und mittlerweile haben wir auch ein Projekt, jetzt einen Marktplatz in Bremen, in der Nähe von Bremen, in Brinkum, wo eben gar kein Wasser das Grundstück definitiv verlässt. Also das heißt, wir haben eben ein Rückhaltesystem und versuchen, das Wasser über die Periode, also in den Wintermonaten, Herbst-Wintermonaten, zu sammeln, um es dann im Sommer den Bäumen zur Verfügung zu

stellen und darüber wieder zu verdunsten. Das heißt, wir bauen so einen Mini-Kreislauf auf.

Pauline Braune: Es gibt ja schon Praxisbeispiele, aber gleichzeitig, wenn ich mich umschaue, sehe ich jetzt noch nicht viele begrünte Flächen, habe nicht so das Gefühl, Schwammstadt, das ist jetzt das neue Ding. Was sind denn dann so Hindernisse bei der Entwicklung dahin?

Felix Holzapfel-Herziger: Also wir haben in Deutschland ein ganz großes Problem – das der Grundstücke. Jeder ist für sein Grundstück verantwortlich. Das heißt, Beispiel jetzt dieser Marktplatz in Brinkum: Wir könnten außenrum das Wasser der Dächer nutzen, aber das geht eben aus Zuständigkeitsgründen nicht. Derjenige, dem das Haus und das Grundstück gehört, auf dem das Haus steht, der ist für sein Wasser verantwortlich. Das heißt, der muss da die Rückhaltung machen, hat er vielleicht aber nicht die Möglichkeit, weil das Grundstück zu klein ist oder weil das alles veraltet ist. Wir können es aber für den Marktplatz nicht nutzen. Also wir könnten es eigentlich gut gebrauchen und würden das gern nehmen, aber das ist in Deutschland eins der Probleme. Da sind die Holländer schon ein bisschen weiter und andere Länder, die gucken einfach auf uns und sagen: Wo ist das Problem? Aber das sind bei uns rechtliche und verordnungsrechtliche Probleme. Und wir sind ja so ein bisschen das Land der Verordnung und DIN-Normen, wo wir auch so ein bisschen vielleicht stolz drauf sind, aber da stehen wir uns selber teilweise im Weg, würde ich mal sagen.

Valentin Meilinger: Vielleicht aus so einer großen, gesamtstädtischen Perspektive ist es natürlich so, dass die Städte in Deutschland zum größten Teil gebaut sind. Und die Schwammstadt mit wirklich großen Umbauten einhergeht. Also man muss sich natürlich vorstellen, man muss großen Erdaushub machen, Dächer umbauen. Je nachdem, wie man den Dachaufbau macht, ist das natürlich auch ein größeres Bauwerk. Und für Saatenbegrünungen ist das technisch, zum Beispiel, oft noch schwierig umzusetzen. Einerseits ist es wirklich auch eine Frage der Materialität, wenn man sich denkt, eine Gesamtstadt umzubauen, das dauert einfach. Und dann, wie Sie es gerade gesagt haben, ist dieses grundstücksübergreifende Niederschlagswassermanagement teilweise ein Problem, weil es schwierig ist, Verantwortlichkeiten festzulegen – wer im schlimmsten Fall haftet, wenn das Niederschlagswasser zum Beispiel irgendwo einsickert, wo es nicht einsickern sollte. Also es gibt diese Probleme und dann ist natürlich die Schwammstadt auch ein neues Thema für kommunale Verwaltungen, die sektoral organisiert sind. Das bedeutet, es gibt das Grünflächenamt, dann gibt es die Stadtentwässerung, dann gibt es das Umweltamt und dann gibt es das Stadtentwicklungsamt, zum Beispiel. Nach meiner Beobachtung versuchen Städte, da mehr und mehr zusammenzuarbeiten, aber trotzdem ist es natürlich so, dass die einzelnen Einheiten institutionell nach deren bestimmten Aufgaben bewertet werden. Der Erfolg dieser einzelnen Einheiten wird unterschiedlich bewertet. Und teilweise ist es einfach schwierig, in diesem Kontext Lösungen umzusetzen, die dann auch zum Beispiel nicht so erprobt sind, wo es weniger Erfahrungswerte gibt.

Pauline Braune: Wir haben schon gehört: Externe Faktoren, die es schwierig gemacht haben, waren zum Beispiel dieses Thema Wind. Wie trifft man denn dann die Pflanzenauswahl, wenn man oben auf einem Hochbunker bauen muss, der ja im Sommer und im Winter dort steht und die Pflanzen müssen das irgendwie abkönnen?

Felix Holzapfel-Herziger: Ja, also wir haben uns halt viel auch in der Natur umgesehen und Gestaltungsprinzip war ja auch, 80 Prozent immergrüne Pflanzen zu haben. Also das schränkt den Kreis der Akteure oder Pflanzen, die man dort einsetzen kann, stark ein. Dann sind wir im Gebirge fündig geworden. Also wir haben die Latschenkiefer, die auch in Südtirol auf hohen Lagen vorkommt und die Bergkiefer, also zwei immergrüne Pflanzen, die gut mit diesem Klima zurechtkommen. Trotzdem ist es natürlich so, an den Ecken diese abfallenden Winde und Hitze, das ist ein schwerer Stress für die Pflanzen. Aber es ist ja auch in der Natur so. Es gibt diese Standorte, ich habe selber die Latschenkiefer auf dem Hausberg oberhalb von Bozen gesehen, in 2.000 Meter Höhe, und das sind auch ja Extremstandorte. Und die Pflanze kann das. Es ist immer die Frage: Gibt es denn eine Pflanze, die optimal ist für Fassadenbegrünung? Nein, das gibt es nicht. Es gibt ganz viele, aber man muss im Prinzip auf die Pflanze auch Rücksicht nehmen. Wir haben keine Bäume, die sehr groß werden, sondern alle Bäume werden maximal fünf bis sechs Meter hoch und stützen sich gegenseitig. Es ist kein englischer Landschaftspark, sondern da bricht auch mal was ab und die Pflanzen wachsen ineinander, drücken sich in die Ecke rein. Also bilden sozusagen so Lebensgemeinschaften und kleine Biotope. Es werden auch Untersuchungen zu Käfern durchgeführt und so weiter. Das ist ja dieser Aspekt der Trittstein-Biotope. Also die Pflanze ist nicht alleine, sondern es ist eine Gemeinschaft sozusagen, die das zusammen schafft, da oben.

Pauline Braune: Herr Meilinger was bringt denn Fassadenbegrünung noch für Vorteile?

Valentin Meilinger: Na, Fassadenbegründung ist erstmal, meiner Meinung nach, ästhetisch ansprechend. Da gibt es natürlich unterschiedliche Gestaltungsweisen, da bin ich kein Experte, aber es kann wirklich zum schönen Erscheinungsbild der Stätten führen. Und dann jetzt aus ökologischer Sicht, ist es einmal so, dass es natürlich zur Kühlung von Gebäuden beitragen kann. Das hat dann nicht nur gesundheitliche Vorteile, sondern tatsächlich auch energetische Vorteile und trägt dadurch zum Klimaschutz bei. Es gibt, das sind eher noch experimentelle Fassaden, die jetzt nicht flächendeckend umgesetzt werden, die dann aber auch große Vorteile mit sich bringen, im Sinn von Niederschlagswasser zurückhalten, die dann eben größeres Speichervolumen haben. Das ist eine Sache, die tatsächlich, soweit ich das einschätzen kann, technisch jetzt nicht immer ganz einfach umzusetzen ist. Und natürlich, Fassaden sind auch noch exponierter als Dächer, muss man sich denken. Also da gibt es dann natürlich auch, was die Ästhetik betrifft, viel mehr Debatten darum. Und ein wichtiger Punkt bei Fassaden ist, und das gilt aber auch für Gründächer, ob die Pflanzen, die dort wachsen, bewässert sind oder nicht. Die ökologischen Effekte sind natürlich besser, wenn die Pflanzen bewässert sind. Dann können die Pflanzen besser kühlen, wenn sie verdunsten. Und gesunde Pflanzen, die dort leben, können auch das Wasser besser zurückhalten und dann Starkregenereignisse abfedern.

Pauline Braune: Ich denke mir jetzt gerade, wenn wir so drüber reden: Das ist ein bisschen komplex, das ist auch vielleicht mal teuer. Ist die Frage nach so resilienten und nach gesundheitsförderlichen Lebensräumen denn auch eine soziale Frage?

Felix Holzapfel-Herziger: Ja, auf jeden Fall. Ich denke mal, das ist eben genau der Punkt. Diese Flächen müssen dann öffentlich begehbar sein. Die dürfen nicht privatisiert werden und einer Firma oder einem Institut oder wie auch immer alleine zur Verfügung stehen. Sondern die

Dachflächen sind ja einfach – wenn man die Stadt von oben sieht, gerade in Hamburg, aber auch in anderen Großstädten – ein unglaubliches Potenzial. Und diese Flächen sind halt auch von Verkehr frei, das muss man auch sehen. Sonst ist ja immer der Zwiespalt bzw. die Konkurrenz zwischen Fußgängern, Verkehr, Nutzung aller Art – die ist ja in der Erdgeschoss-Ebene einfach da. Da zieht jeder an der einen Seite so ein bisschen und mal kriegt der eine mehr, mal der andere weniger. Es sind viele Leitungstrassen, alles Mögliche, es ist sehr voll. Und das ist der Vorteil auf dem Dach, da haben wir das erst mal nicht, wobei man auch sagen muss, Photovoltaik soll ja aufs Dach und auch technische Gebäude, Elemente. Das war beim Grünbunker zum Beispiel auch ein Riesenproblem, diese Dinge unter die Erde zu bekommen oder unter das Substrat. Wir mussten dort, Gott sei Dank, keine Photovoltaik machen. Man kann über Photovoltaik so oder so denken, aber als Gärtner, ich vertrete jetzt meine radikale Auffassung, müsste man eigentlich sagen, haben sie auf den Dächern nichts zu suchen oder nur ganz eingeschränkt. Es wird immer gesagt: Ja, das funktioniert doch zusammen mit extensiver Dachbegrünung. Stimmt, aber dann ist es eben nur extensive Dachbegrünung und es entsteht doch Hitze und Reflexion. Und die ist halt für den Aufenthalt von Menschen oder für eine intensive Begrünung nicht geeignet. Ich finde es schade, wenn jetzt alles auf den Dächern mit Photovoltaik belegt würde. Weil, wenn man, wie gesagt, eine Stadt von oben sieht, dann wäre ja auch eine Vernetzung dieser Dächer untereinander möglich. Sprich Rotterdam: diese Dachtage, dass man von einem Dach zum anderen kommt und dadurch eine ganz andere Infrastruktur bekommt – grüne Infrastruktur, wo man die Stadt ganz anders nutzen kann. Und wie gesagt, es ist oben dann eben mal kein Verkehr, sondern das ist alles rein fußläufig. Das wäre eine ganz neue Qualität.

Valentin Meilinger: Einerseits ist es natürlich so, dass negative Klimawirkungen in Städten und auch natürlich in ländlichen Gegenden unterschiedlich verteilt sind. Hitze, Dürre, Starkregen und Überflutungen finden je nach Ort natürlich anders statt. Wenn man sich jetzt mal die Flutkatastrophe im Ahrtal denkt, dann gibt es solche Überflutungen in Niederungen. Die gibt es natürlich nicht in Höhenlagen oder klassischerweise starke Hitzeeffekte, die in Stadtzentren auftreten. Also diese Klimawirkungen sind unterschiedlich verteilt, räumlich, und natürlich sind auch Bevölkerungsgruppen unterschiedlich räumlich verteilt. Man denkt natürlich an Stadtteile, die im Zentrum sind, wo es vielleicht kleine Wohnungen gibt, die sehr stark versiegelt sind, wenig Grünflächen. Wenn man das vergleicht mit einem Stadtteil, der eher am Stadtrand liegt, zum Beispiel, und einen guten Baumbestand hat, große Grünflächen, dann sind das Thema Hitze und das Thema Starkregen da andere – die treffen da anders auf die Bevölkerungsgruppen zu. Das hat natürlich auch was mit sozialökonomischen Faktoren zu tun, wer wo lebt. Und dann ist da natürlich das Stichwort Verwundbarkeit. Also ich habe es gerade gesagt: Kleine Wohnungen, die jetzt nicht gut isoliert sind, zum Beispiel, sind halt in Hitzesommern ein wirkliches Problem, weil man selbst in seinem eigenen privaten Bereich nicht die Möglichkeit hat, dieser Hitze zu entkommen. Dementsprechend sind wirklich öffentliche Infrastrukturen extrem wichtig. Das können Dachflächen sein, öffentliche Parks. Es gibt ja in anderen Ländern auch Beispiele, in Kalifornien zum Beispiel gibt es Community Heat Centers. Das sind gekühlte Gebäude, die öffentlich zugänglich sind, wo man hingehen kann während Hitzewellen. Da gibt es auch zum Beispiel Kirchen, die öffnen, solche Sachen. Also natürlich ganz klar, das ist eine soziale Frage und hat viel damit zu tun, wie man Nachteile ausgleichen kann und Vorteile unterschiedlich verteilen kann.

Pauline Braune: Also werden im besten Fall in Zukunft nicht nur die Reichen in den Schwammstädten wohnen?

Valentin Meilinger: Nein, also das glaube ich auf keinen Fall. Ein wichtiger Punkt ist, dass man Risiken sichtbar macht. Da gibt es in Deutschland gute Initiativen wie Starkregenrisikokarten, die immer mehr Kommunen nutzen oder Hitzebelastungskarten. Das ist natürlich eine wichtige Grundlage dafür, dass man dort Abhilfe schafft, wo es am notwendigsten ist. Was dann jetzt aus ökonomischer Sicht einerseits für die öffentliche Hand, aber auch für private Investoren natürlich wichtig ist, so dass man Investitionen möglichst effizient macht. Also da ist das eine ganz große Hilfe dabei. Kommunen nutzen diese Karten zum Beispiel, um Investitionen zu priorisieren. Aber auch die Wohnungswirtschaft guckt drauf, wo ist das Starkregenrisiko hoch, wo müssen wir in unseren Wohnungsbestand investieren und blau-grüne Infrastrukturen schaffen, wie Gründächer oder Rigolensysteme zum Beispiel.

Pauline Braune: Dann kommen wir jetzt schon zum Ende, leider. Ich habe nochmal so Fragen, die so ein bisschen den Blick in die Zukunft werfen. Welche Entwicklungen erwarten Sie denn in den nächsten Jahren im Bereich klimaresiliente Städte? Gibt es da irgendwas Technologisches oder eine planerische Investition, auf die Sie setzen oder wo Sie denken, das könnte was sein, wo wir uns hin entwickeln?

Felix Holzapfel-Herziger: Ich denke, immer mehr nachhaltige Rohstoffe werden eingesetzt, hoffen wir mal. Also da gibt es Forschungen zu Baustoffen wie Pilzen zum Beispiel, wo man Fassadenelemente bauen kann. Natürlich Holz ist ein ganz wichtiger Punkt. Aber eben, dass man auch Bauteile wiederverwendet. Da sind wir in Deutschland auch noch relativ am Anfang, weil sich da keiner so aus der Deckung raustraut und dann immer Bedenken getragen werden. Und natürlich gibt es auch Altlasten, das ist richtig. Da muss man auch drauf achten. Das wird immer mehr kommen, dass man das versucht. Es gibt zum Beispiel in Wien eine Gruppe, die nennt sich materialnomaden. Die prüfen dann die Elemente, die dort vorhanden sind, vor Ort und wie man die wieder einsetzen kann und übernehmen auch die Gewährleistung. Das ist ja immer so ein bisschen das Problem. Also einfach kreative Lösungen, wie man Dinge wiederverwenden kann und natürlich immer mehr der Einsatz von nachhaltigen Baustoffen. Das wird auf jeden Fall so kommen und das ist spannend, wie man dann sieht, aus welchen Einzelteilen dann ein Gebäude wieder zusammengesetzt wird. Und da müssen wir alle zusammenarbeiten. Das sind die Statiker, das sind die Architekten selber, aber halt auch vielleicht ein anderes ästhetisches Verständnis. Ich glaube, das ist auch noch nicht bei allen Hochbauarchitekten so angekommen, dass eine grüne Fassade schön ist. Das ist so, wie Herr Meininger das sagt. Wir sehen das natürlich genauso, aber unsere Rohbau-Kollegen... nicht alle finden eine grüne Fassade schön.

Valentin Meilinger: Ich würde mit Blick auf die Schwammstadt sagen, dass es eigentlich da momentan, aus meiner Perspektive, ganz positive Entwicklungen gibt in Deutschland. Also ich bekomme wirklich mit, wie viele Kommunen und Städte in Deutschland versuchen, oder sich aktiv diesem Konzept annehmen. Städte machen zum Beispiel Stadtratsbeschlüsse: Wir wollen Schwammstadt werden. Wir nutzen dieses Konzept auch als Konzept der Katastrophenvorsorge, um uns auf Starkregen zum Beispiel vorzubereiten. Also das ist eigentlich eine sehr positive Dynamik und das ist nicht nur getrieben davon, dass Städte natürlich immer mehr Klimarisiken am eigenen Leib erfahren und damit umgehen müssen. Das

ist natürlich ein wichtiger Treiber. Viele Städte haben in den letzten Jahren wirklich Erfahrungen gemacht, teilweise einschneidende Erfahrungen, mit lokalen Ereignissen, starker Trockenheit, aber gerade auch Starkregen und Überflutungen. Das ist das eine, das treibt das Thema, glaube ich. Was aber auch das Thema treibt, ist eine positive Konnotation im Sinne von einer Vision, die man erreichen kann. Es geht bei dem Thema Schwammstadt natürlich auch um Städte, die gesundheitsfördernd sind und eine höhere Lebensqualität haben. Das drückt ja auch das Beispiel in Hamburg ganz stark aus, wenn es dann wirklich interessante Räume gibt, die auch öffentlich zugänglich sind und wo man sich wohlfühlen kann, jetzt zum Beispiel während einer Hitzeperiode. Also ich sehe da eigentlich ganz positive Dynamik, was das Thema Schwammstadt angeht. Wir haben natürlich vorher darüber gesprochen – Städte ändern sich langsam. Es dauert, bis man Städte umbauen kann. Was jetzt aus klimaanpassungspolitischer Sicht passiert ist, es gibt seit letztem Jahr ein Klimaanpassungsgesetz in Deutschland. Das schreibt Kommunen vor, dass sie sich aktiv an den Klimawandel anpassen sollen. Das ist zu einer Pflichtaufgabe geworden. Und was jetzt ein wichtiges Thema ist, ist natürlich die Finanzierung von Klimaanpassungen in Kommunen. Also wie kann man das finanzieren? Das ist schwer, das aus dem eigenen kommunalen Haushalt zu finanzieren, weil es kommt natürlich zu vielen Aufgaben dazu. Und da wird sich momentan darüber unterhalten, ob man nicht eine Gemeinschaftsaufgabe Klimawandelanpassung ausgestalten kann. Das bedeutet, dass der Bund aktiv auch Kommunen und Länder unterstützen kann, bei dem Ausbau von blau-grünen Infrastrukturen wie in der Schwammstadt, um sich an den Klimawandel anzupassen. Also das ist eine sehr starke Dynamik und ich wollte nochmal wirklich auch diese positive Vision von Schwammstadt hervorheben, die, glaube ich, auch sehr ansprechend ist für viele Kommunen und natürlich Bewohner:innen auch.

Pauline Braune: Vielen Dank an Valentin Meilinger und Felix Holzapfel-Herziger für das Gespräch.

Valentin Meilinger: Ja, sehr gerne.

Felix Holzapfel-Herziger: Sehr gerne. Hat Spaß gemacht.

Pauline Braune: Und das war es auch schon wieder mit dieser Folge Bauhaus – der Podcast. Wenn euch die Folge gefallen hat, abonniert uns gerne, schreibt uns eine Bewertung oder eine Mail. Und schaut auch gerne auf unserer Website vorbei: bauhaus-dessau.de. Denn am Bauhaus Dessau wird auch heutzutage noch aktiv geforscht und es gibt immer spannende Inhalte zu entdecken. Mein Name ist Pauline Braune. Bis zum nächsten Mal.

* * *